

Die Königin und der Landammann [7. Fortsetzung]

Autor(en): **Heer, Gottlieb Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **49 (1945-1946)**

Heft 8

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666611>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Königin UND DER LANDAMMANN

ROMAN VON GOTTLIEB HEINRICH HEER

Copyright Orell Füssli, Verlag

7. Fortsetzung

Frau Judiths Hände zuckten gegen die Stickerrei; sie stichelte gehezt, als eile die Arbeit ums tägliche Brot. Aber die Gedanken hafteten im Vergangenen; sie durchforschten die Ereignisse, wie der überwachsame Sinn sie aufgefangen hatte —

Der Landammann hatte ihr manches von seiner Reise nach Zürich erzählt; aber nicht wie es früher seine Art gewesen: sich einen Abend lang zu ihr zu setzen und ihr anschaulich von den Dingen zu berichten, wie sie eines nach dem andern sich zugetragen. Diesmal warf er bei Gelegenheit ihr gleichsam die Bruchstücke hin, die sie dann selbst zum gesamten Bilde fügen mußte, soweit es ihr möglich war. Moyses Geplauder verband wohl vieles; sie hielt mit den Neuigkeiten, die sie beschäftigten, nicht zurück und gab, so oft man es wünschte, ihre Streiche mit dem hübschen Louis preis. Aber eine lückenlose Vorstellung von diesen Tagen in Zürich gewann Frau Judith trotzdem nicht.

Über die Begegnung mit der verhassten Königin fragte sie Zellweger absichtlich nicht aus, um ihn nicht an vielleicht unangenehme oder gar peinliche Aufwallungen zu erinnern. Aber der Landammann erwähnte eines Abends von selbst, sie, die Frau Judith, habe die bessere Einsicht verraten, was die Emigrantin auf Arenenberg betreffe. Er habe sie, es sei nach dem Ereignis mit den Kindern nicht mehr anders gegangen, gesprochen, und er sei nun der Auffassung, Hortense Beauharnais könne vorläufig unbehelligt am Untersee geduldet werden. Auf ihre erstaunte Frage, wie es denn mit der berüchtigten Gefährlichkeit dieser Frau stehe, hatte er leichtthin geantwortet:

„Das ist ein politischer Irrtum gewesen.“

Die Begegnung schien ihm weiter keinen tieferen Eindruck gemacht zu haben, und die Erregungen um diesen staatsmännischen Streitfall hatten

sich offenbar gelegt. Nur einmal noch, als zufällig im Gespräch der Name der Königin fiel, lachte er eigentümlich auf, man könne nicht wissen, wann Ihre Hoheit plötzlich einmal in Trogen erscheine.

Frau Judith hatte das als fremdartigen Scherz hingenommen; aber der Landammann gestand ihr ein paar Tage später, da er in Zürich gezwungen gewesen sei, von ihr eine förmliche Einladung zum Essen anzunehmen, sei ihm gar nichts anderes übrig geblieben, als die Einladung ebenso förmlich zu erwidern. Eine Annahme sei jedoch gar nicht zu erwarten. Und nebensächlich fügte er bei, daß sie natürlich mit allen Ehren empfangen werden müßte, sollte durch irgendwelche absonderlichen Umstände aller Unwahrscheinlichkeit zum Trotz der Weg der Königin Hortense nach Trogen führen. Er selber glaube ja niemals an eine solche Möglichkeit.

Am selben Abend aber war der Landammann ausgeritten; stundenlang mußte er über die Hügel und durch die Schluchten getrabt sein. Denn er kehrte spät zurück, durchnäßt und auf dampfendem Pferd; aber mit strahlendem Gesicht wie ein Jugendlerner, der überschüssige Kräfte ausgetobt, und dennoch mit müden, zerschlagenen Gliedern.

Solche Ritte pflegte er in den vergangenen Wochen zu wiederholen; oft befürchtete Judith, er übertreibe sie und setze seiner Gesundheit übel zu. Jedoch der Landammann verlachte ihre Einwände, ihre fürsorglichen Worte und ritt aufs neue los.

Der letzte Sonntag im April nahte, der Sonntag der Landsgemeinde. Eigentlich wußte Frau Judith in diesen Wochen kaum, wann der Landammann seine Geschäfte betrieb. Sie wußte nur, daß er sein Gesuch um die Entlassung aus dem Amte, ein weitschweifig begründetes und gewichtiges Dokument, dem Räte nicht eingereicht, sondern es bald nach seiner Rückkehr von Zürich ver-

nichtet hatte. Der Landammann Zellweger, noch vor kurzem ein amtsmüder Magistrat, erschien nun als einer, der sich seines Amtes zwar nicht entledigte, der es aber auch nicht schwerer nahm, als es genommen sein wollte. War er im Vorfrühling noch ein leidenschaftlicher Kämpfer um die Neuordnung des Landbuchs gewesen, so schien er jetzt zur Einsicht gekommen zu sein, solche Umwälzungen seien vorteilhafter der Zeit und ihrer Reife zu überlassen. Er war jetzt in diesen Fragen merkwürdig zurückhaltend, ja versöhnlich gestimmt, als gäbe es wichtigere Dinge in seinem Leben.

Doch das war wiederum nur ein unbestimmtes Gefühl der Frau Judith; sie hätte nicht zu sagen vermocht, was für wichtigere Dinge das denn seien. Es ereigneten sich ja auch keine greifbaren Besonderheiten. Es schien nur ganz allgemein, als sei dem Landammann überhaupt das ganze eigene, persönliche Leben wichtiger geworden als früher, das scheinbar unbeschwertere und dabei doch irgendwie getriebene Durchleben der Tage.

Seine Versöhnlichkeit und Zurückhaltung waren denn auch sehr bald rings im Lande bekannt geworden. Ali, der Bote, trug sein Lob durch alle Gassen und in alle Wirtshäuser. Das ganze Volk der Appenzeller schwor wiederum nicht höher als auf ihn, der das Landbuch nicht antastete. Als am letzten Sonntag im April die Männer an der Landsgemeinde mit dem Schwert, dem Zeichen ihrer freiheitlichen Rechte, in den Ring traten, um über das Schicksal ihres kleinen Staatswesens durch offene Abstimmung mit Handmehr zu entscheiden, wählten sie Jakob Zellweger erneut und einstimmig zu ihrem Landammann.

Frau Judith hatte ihn vom Fenster seines Hauses in den Blick gefaßt, wie er inmitten des gespannt schweigenden Volkes das Landesiegel wieder übernommen und den Eid aufs Schwert abgelegt, er werde es nur nach Recht und Gewissen brauchen. Seine Stimme hatte fest und klar über den Platz geklungen und an den Häusern kräftig widerhallt.

Bei beginnender Nacht aber, als die Männer, festlich gestimmt und durch die Gespräche beim abendlichen Trunk in ihrem Bewußtsein unabhängiger Volkswürde gehoben, aus allen Türen

heranströmten, um sich vor dem Hause ihres Landammanns zu sammeln und ihm ein vaterländisches Lied zu singen, da schien er gar nicht hinzulauschen. Er blieb am Fenster stehn, den Blick in die Dunkelheit des Nachthimmels verbohrt, als erwarte er etwas, das da nahen müsse aus der Ferne. Er mied auch, sobald es anging, die Geselligkeit der Ratsmitglieder und zog sich früh zurück, früher als jemals an einem Landsgemeindefesttag, zwar heiterer Miene und angeblich, seine Ruhe zu suchen. Aber noch bis um Mitternacht trieb er sich hinter geschlossenen Türen herum, und Gott mochte wissen, was ihm dort alles durch den Kopf jagte . . .

In den darauffolgenden ruhigeren Waiwochen hätte der Landammann Zeit und Muße gefunden, fortzusetzen, was er vordem mit Eifer und vertiefter Liebe begonnen. Mit wachsendem Staunen jedoch bemerkte Frau Judith, daß er die Arbeit am Lebensbilde seines Großheims Laurenz Zellweger ruhn ließ, daß er die Manuskripte kaum mehr beachtete. Höchstens vergrub er sie, wenn sie ihm in die Finger kamen, in seinem Schreibtisch eine Schublade tiefer. Als sie ihn einmal nur andeutungsweise und schüchtern, darnach fragte, hatte er einzig die Achseln gezuckt und erwidert, die Sache dränge nicht. Ihre Erledigung bedürfe einer beschaulichen Stimmung.

Dem Manne, dem sie doch scheinbar über dem Antlitz lag, fehlte also diese beschauliche Stimmung im Innern! Frau Judith berührte das wahrhaft rätselvoll. Da klappte ein Gegensatz, über den sie nicht hinwegkam. Wohl fühlte auch sie sich oft befreit, daß die frühere Gedrücktheit mit dem aufblühenden Frühling so unerwartet von ihm genommen war. Ja, sie wäre geradezu glücklich darüber gewesen, hätte sie an die Gewißheit einer solchen Wandlung glauben können. Aber gerade dieses Beiseiteschieben eines Werkes, das vor kurzem noch der tägliche und der nächtliche Gedanke ihres Schwagers gewesen, es bewies ihr, daß die Gedrücktheit nur einer neuen und seltsam zwiespältigen Inanspruchnahme gewichen war. Er war in diesen Wochen geschäftig und rastlos tätig in kleinen, meist ganz alltäglichen Bedürfnissen, die ihn selbst betrafen, oder er ließ sich hinreißen zu übermäßigen Anstrengungen wie jene tollen Ritte oder gar zu durch-

greifenden, doch unausführbaren Umbauplänen für den Hauptplatz von Trogen. Er war geschäftig ohne Auswirkung, er war tätig ohne Tatbewußtsein.

Denn, wäre er von einem notwendigen Ziele zur Tat bestimmt gewesen, hätte er wohl das Dringlichste für sein Lieblingswerk in Angriff genommen. Er hatte ihr, Frau Judith, doch berichtet, mit welcher Mühe, mit welcher echt männlich feuchten Überredungskunst er die laurenzischen Briefe den habgierigen Fingern des Adjunkten in der Wasserkirche entwunden hatte!

Sie seien ihm nur für kurze Frist überlassen. Da er sie im Wortlaut zu besitzen wünsche, bleibe nichts anderes übrig, als sie abzuschreiben.

Daraufhin — ließ er sie einfach liegen! Weder hieß er einen seiner Kanzlisten die Abschriften anfertigen, noch blätterte er selbst ein einziges Mal in den Schriften. Er schien gar nicht mehr daran zu denken, daß sie eines Tages von Zürich zurückverlangt werden könnten und daß er dann entweder um den Besitz ihres Gehaltes oder in die zumindest peinliche Lage kam, eine Verlängerung der Ausleihdauer erbitten zu müssen. Kümmernte ihn beides nicht im geringsten? Auch wäre als noch weit verdrießlichere Möglichkeit denkbar gewesen, daß andere sich mit den gleichen Gestalten der Geschichte beschäftigten und ihm am Ende zuborkamen. Die Gelehrten in Zürich grubelten ja für ihre dickleibigen Schmöcker der Unsterblichkeit nach ausgiebigen und erfolgversprechenden Stoffen wie die Wühlmäuse nach fetten Wurzeln!

Oder war ihm das alles jetzt gleichgültig —? Dem Landammann Zellweger wurde nichts gleichgültig, es wäre ihm denn unwesentlich geworden! Daß ihm aber das Lebensbild Laurenzens unwesentlich geworden sei, dagegen sträubte sich jedes Gefühl, jegliche Überlegung Frau Judiths. Mochte ein Mensch sich auch wandeln bis in die Tiefen seiner Veranlagungen, die Liebe zum angestammten Blute verlor sich nicht in solchem Maße, wenn sie, durch den Geist geklärt, die innere Verbindung vom gegenwärtigen zum vergangenen Leben gefunden hatte!

So war es denn die ganze Zeit hindurch gewesen, als ob die Veränderung in des Landammanns Wesen ihn seinem hergebrachten Da-

sein und damit auch seiner gewohnten Umgebung entrückt hätte, ohne ihn aber faßlich, sichtbar von ihnen zu entfernen. Die bindenden Kräfte waren wohl noch da, aber zuweilen erschienen sie wie aufgelockert, wie ermattet in ihrer verkettenden Stärke. Und gerade sie, Frau Judith, glaubte, daß der Schwager ihr besonders weit entrückt sei. Das beklohm und schmerzte sie heimlich, weil sie weder bei sich selbst noch bei ihm einen Grund dafür entdecken konnte, so sehr sie auch nach einem Grunde suchte, um zu einer Klarheit zu gelangen. Sie litt unter verschleierten Zuständen, die sich nicht deuten ließen. Sie bedurfte, um ihre Tage meistern zu können, der ungetrübten Sicht, mochte sie nun Gutes oder Ubles erschließen. Denn sie allein wies den richtigen Weg zu Vortehr und Abwehr. Frau Judith hatte früh den Mut der Seele errungen, den Menschen und Dingen ins offene Gesicht zu sehn. Aber sie wußte auch um das stille Reifen der Menschen und Dinge, und sie duldete lieber der Entwicklung der Klärungsvorgänge entgegen, als daß sie mit einem Wort, mit einer drängenden Frage vielleicht zur Unzeit eingegriffen und so das notwendige Werden gestört hätte. Sie wartete mit der Geduld der Hoffenden auf seine Erfüllung. Sie wußte, daß sie kommen mußte, eindeutig und klärend wie das helle Junilicht, das über Berge und Hügel in die Dörfer und ihre Gärten herabgekommen war —

Durchs Fenster strich, von lautlosem Windhauch getragen, der Duft des Gartens, der Rosen und weinroten Nelken. Frau Judith atmete ihn tief in sich ein, da sie wie erwachend ihre Stickerie beiseite schob und erneut nach dem Landammann schaute. Wieder lächelte sie gütig besorgt: das Aufbinden der Blüten an den Bäumchen war nicht so einfach, wie mancher gärtnerisch Ungeschulte glauben mochte. Oft mußte Zellweger mehr als einmal die richtige Stelle der Zweige suchen, wo sich die Bastschnüre so befestigen ließen, daß die Gefahr des Knickens ausgeschaltet war und die pralle Schwere der Blumen sicher gestützt im Gleichgewicht hing.

Frau Judith war, sie müsse ihren Schwager auf eine unmerkliche Weise von seiner ungewohnten Tätigkeit erlösen, in die er nun vollends und zwanghaft verbohrt schien. Sie lehnte über



Albrecht Dürer, Maria als Königin der Engel

den Sims und fragte laut in die vom springenden Wasser durchplätscherte Stille des Gartens:

„Jakob, sagtest du nicht beim Essen, du müßtest heute dringend den Boten sprechen?“

Der Landammann, vom plötzlichen Anruf aus beschäftigtem Brüten aufgeschreckt, drehte heftig den Kopf gegen das Haus. Durch die rasche Bewegung des Körpers entführt, glitt seine Hand zwischen die Äste des Baumes, an dem er eben stand. Das Gedörn grub sich in die Hand und rißte sie scharf.

„Das werde ich auch“, antwortete Zellweger und löste zugleich die Hand langsam aus den verhakten Dornen. Er hob sie an den Mund und sog das Blut weg. Langsam troff es in schwellenden Tropfen aus den Schürfungen.

Frau Judith schüttelte bedenklich den Kopf, als habe sie so etwas erwartet. Aber sie verriet sich nicht und sagte einfach:

„Dann wär's wohl jetzt an der Zeit. Gegen Abend reitet Uli weg. Soll ich ihn nicht herholen lassen?“

„Bemühe dich nicht, Judith. Ich muß ohnehin beim Hufschmied vorbeigehn. Da will ich selbst auch den Boten auffuchen“, erwiderte Zellweger. Seine Stimme hatte etwas unsicher Drängendes.

Frau Judiths Kopf verschwand samt ihrem fassungslosen Blick aus dem Fenster.

Der Landammann griff noch einmal nach einer Rose. Sie erwuchs, in hauchzarter Röte anlau fend, aus dem grünen zackigen Kelch und verklärte sich über die ausgeschwungenen Blütenblätter in eine schneeige Reinheit der Weiße. Ein Blutropfen seiner Hand fiel auf die Blume und verrieselte tauig in ihren Kelchgrund, die Helle dunkel durchstreifend. Wie von ungefähr langte der Landammann nach der hölzernen Namens tafel des Bäumchens, dessen Gedörn ihn verwundet. Betreten und verwirrt las er: La Malmaison.

Da trat Frau Judith zu ihm. Sie reichte ihm seinen Hut, den sie in den Garten gebracht, ihm den Umweg durchs Haus ersparend. Zugleich befreite sie ihn von Bast und Schere. Auch übernahm sie gleichsam aus seinen Fingern die Arbeit, um sie zu beenden. Der erfahrenen Klugheit ihrer Hand fügte sich das Geranke.

Ihr Blick folgte fragend dem Schwager, der nach rasch hingeworfenem Dank durchs Gartentor sich entfernte. Wahrlich, das hatte sie noch nie erlebt: daß der Landammann, gewohnt, die Leute, die er wünschte, in sein Haus zu befehlen, diesen Leuten selber in den Ort nachließ!

Er schien es auf einmal recht eilig zu haben. Hochaufgerichtet und nach der Versonnenheit inmitten des abschließenden Gartens merkwürdig gebieterisch in seiner ganzen rastlos vorwärtstrebenden Haltung, entschwand er über die Seitenstraße gegen den Hauptplatz. Er sah sich an der Ecke des Hauses nicht mehr um; er ließ alles wie abgeschüttelt hinter sich, seine Blumen, seinen springenden Brunnen mit den Karpfen und seine Schwägerin Judith. Er hätte wohl auch beim zufälligen Zurückschauen nicht bemerkt, wie sie jetzt, den sorgenden Blick von ihm lösend, jene weiße Rose brach, die seine Unrast geknickt hatte.

*

Vor der Werkstatt des Hufschmieds wieherte dem Landammann laut ein Rappe entgegen. Das Pferd kannte die Schritte, die sich näherten. Es begann ungeduldig zu scharren und am Halfterriemen zu zerren, um den Hals frei zu bewegen. Aber es war kräftig angeriemt am Beschlagring der Schmiede. Es versuchte die Hinterhand aus den Armen des Lehrjungen zu ziehen, der die Fessel umklammert hielt. Der Meister, der gebückt ein warmes Hufeisen kunstfertig anhämmerte, beruhigte das Tier mit einem langgezogenen Mahnruf.

Zellweger fuhr seinem Pferd über die geschmeidigen Lenden und kraute die schwarzseidig glänzenden Haare des schlankaufsteigenden Halses. Das Pferd warf den Kopf in den Nacken und blähte schnaubend die Nüstern.

Der Schmied blickte überrascht von seiner Arbeit empor und verduzt ins Gesicht des hohen Besuchers, der selten kam.

„Ich glaubte, das Pferd sei schon beschlagen“, warf der Landammann etwas barsch hin.

Der Meister legte den Hammer weg und richtete sich auf; der Lehrling blinzelte erschrocken von der Seite her Zellweger an.

„Das ist kaum möglich, Herr Landammann. Ihr Reitknecht hat ja das Roß erst heute vormittag gebracht“, erwiderte der Schmied im Ton

einer Entschuldigung. Er schien ihm ratsam dem hohen Herrn gegenüber, obwohl er keine Ursache dazu hatte.

Der Landammann biß sich die Lippen. Er fühlte das Ungerechte seiner Barschheit selbst; dennoch verwand er den plötzlichen Ärger nicht sogleich, daß sein Lieblingsreitpferd noch nicht verfügbar war. Zwar hatte er den ganzen Tag noch nicht ans Reiten gedacht. Und doch fehlte ihm der Rappe. Aber er bezähmte sich. Er koste über den Rücken des Pferdes; es schlug erregt seinen Kopf auf und nieder. Der Striemen weißer Haare, der, zwischen den dunklen Augen ansetzend, über den ganzen schmalen Schädel hinab verlief, schillerte in der Sonne. Es stampfte mit dem freien Hinterhuf.

„Gewiß, Ihr habt recht“, gab Zellweger zu. „Nur wäre es mir lieb, wenn ich das Pferd bald wieder in meinem Stall wüßte.“

„Noch heute abend, Herr Landammann!“ versprach der Schmied rasch. Ein erstauntes Zucken fuhr über sein braunes, von harter Arbeit und manchem sprühenden Funkenwurf durchnarbtes Gesicht. Er verstand das Drängen des Magistraten nicht und fügte trocken bei:

„Bis dahin wird's wohl Zeit haben. Braucht der Herr Landammann noch am Nachmittag ein Reitpferd: nun, der Rappe ist ja wahrhaftig nicht sein einziges.“

„Aber mein bestes!“ fiel Zellweger erneut ungehalten ein. „Kein anderes in ganz Appenzell

springt so vollendet, keines trabt so ausdauernd und zugleich so — königlich!“

Der Hufschmied erwiderte nichts mehr. Da gab es nur noch eine einzige richtige und unmißverständliche Antwort dem regierenden Herrn gegenüber: er fuhr den Lehrbuben an, wieder fester zuzupacken; dann brüllte er in den Lärm der Werkstatt dem Gesellen zu, alles liegen zu lassen und die noch nötigen Hufeisen für den Rappen bereit zu halten. Er selbst spuckte in die Hände, rieb sie an seiner Lederschürze und machte sich unverweilt ans Werk.

Zellweger war von der angespornten Bereitwilligkeit des Handwerkers ein wenig betroffen. Der Mann tat weiß Gott, was er konnte! Es schien ihm angebracht, sie mit einer anerkennenden Erklärung zu lohnen. Er beobachtete, sich niederbeugend, wie der Schmied die Nägel durch das Eisen in den Huf hämmerte, und sagte:

„Der Rappe spränge nicht so vortrefflich, wäre er nicht ebenso vortrefflich beschlagen. Das ist Euer Verdienst, Meister!“

Der Schmied schaute kaum auf. Er jagte Nagel um Nagel rings in das sich verengende Halbrund. Der Landammann richtete sich wieder empor.

„Es hat wohl seinen Grund, warum ich ihn nicht gern entbehre. Unverhofft, von einer Stunde auf die andere manchmal, kann sich der Anlaß ergeben, bei dem nicht jedes beliebige Tier taugt, bei dem nur dieser Schwarze dran darf . . . Dann ist nur das Allerbeste gerade gut genug . . .“

(Fortsetzung folgt.)

DIHEIM

ERNST ESCHMANN

Diheim isch schön,
Do gfallt 's mer guet,
Do wett i immer blibe.
Am Wald, im liebe Heimethus,
Do gsehn i über d' Matte-n-us
Und Sunn in alle Schibe.

De Huet i d' Hand,
De Stäcke gnah
Und gschloffe-n-us de Gshire!
Und wo-n-es Bächli neime springt
Und wo-n-es Finkli neime singt,
Will i go mit em fire.

Am Rai, im Dorf,
Im Gras, im Ehorn,
Am Wasserfall, in Bäume,
Zäntume tönt 's: Gottlob, mer sind
So schön hinderm Schlächtwätterwind
Im Schwizerland diheime!